

stimmen, wer die Rettung und Wiederinstandsetzung der Neresheimer Abteikirche in den letzten Jahren miterleben durfte (wir berichteten in Heft 1975/4 darüber). Die zu diesem Fest der Altarweihe herausgekommene großzügige Festschrift unterstreicht dies über den Tag hinaus. Teil 1 behandelt «Die romanische Abteikirche Neresheim». Hier geht der Mitherausgeber HERMANN TÜCHLE zuerst den Anfängen («Das Dillinger Hauskloster») nach. Die Spannweite dieser Untersuchung reicht von 1099, wo man Neresheim mit Sicherheit nachweisen kann, bis nach 1250. – KONRAD HECHT geht den architektonischen Fragen dieser Kirche nach, die nicht weniger als sechs Brände bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts über sich ergehen lassen mußte. Wie gründlich die Auslöschung aller Spuren waren, zeigt der letzte Satz: *Zurück blieb von der alten Abteikirche außer einem Mörtelstreifen am Turm nur die Erinnerung bei denen, die an der Lebensspanne dieses Bauwerks Anteil hatten.* Allerdings: HECHT hat mit dieser Arbeit alle Versuche unternommen, dem Geheimnis doch auf die Spur zu kommen. – In meiner Arbeit «Neresheim und die Kirchen des Härtsfelds» geht es, um mit dem Untertitel zu reden, um Patrozinien und Altäre der alten Klosterkirche. Neresheim hat ja kaum als Kloster eine kirchliche Ausstrahlung auf sein Umland gehabt. Vielleicht hat man früher solche Einflußnahmen (weit) überschätzt? Jedenfalls konnte jetzt nicht allzuviel Neues geboten werden. Anders allerdings die Spurensuche nach altem Inventar dieser Kirche: da kann man bis Neuberg/D. fündig werden. – HERMANN TÜCHLE wiederum berichtet über das «Innere Leben und Ordensreform». – P. VIRGIL E. FIALA spürt der «humanistischen Frömmigkeit in der Abtei Neresheim» nach. Vielleicht wird der Leser hier fragen: was ist das: humanistische Frömmigkeit? Humanismus ist keinesfalls ausschließlich Wegwendung von der Kirche, sondern in ganz bestimmten Fällen auch wieder Hinführung zu den Quellen; SENECA wird sogar als *beinahe antiker christlicher Autor* verstanden. Es sind überraschende Zeugnisse aus dieser Epoche, die hier vorgeführt werden. P. AUGUSTINUS THIELE geht – ein modernes Thema – der «sozialen Struktur des Neresheimer Konvents im 18. Jahrhundert» nach, damit setzt der 2. Teil der Festschrift ein. 1792 zählte das Härtsfeldkloster 24 Patres und 6 Laienbrüder, deren geographische Herkunft über Neresheim weit hinaus ins Allgäu und bis in die Augsburger Gegend reichen. THIELE weist auf die Schule und ihre Musikpflege hin und gibt interessante Einblicke in das monchische «Gefüge»: so z. B. sind die Stellungen des Prior und Subprior nicht für die Lebenszeit gedacht. – PETER RUMMEL geht den Beziehungen des Klosters zum bischöflichen Stuhl in Augsburg nach. Das Landkapitel Neresheim umfaßte gegen 1750 17 Pfarreien (allerdings noch keine eigene Klosterpfarre). Die Untersuchungen zeigen die Schärfe des Gegensatzes zwischen dem damaligen Abt und seinem Konvent auf: *Im Kloster ist nichts als Klagen und Seufzen.* Man spürt hier den Wind der Aufklärung, der ja gerade in Neresheim heftig geweht hat. – Sehr ergiebig sind die Ergebnisse von WALTER PÖTZL: «Neresheim in der niederschwäbischen Benediktinerkongregation», wo es mit Ottobeuren, Irsee, Donau-

wörth, Füssen, Fultenbach und (Mönchs-)Deggingen auf einer Bank saß. Die Kongregation wurde 1685 gegründet und erfüllte damit eine allerdings schon über ein Jahrhundert alte Forderung des Trienter Konzils. Der Aufsatz liest sich auch sehr spannend, weil dieser Kongregation doch eine gewisse Dramatik innewohnte.

Zu Beginn des 3. Teils gibt P. PAULUS WEISSENBARGER, einer unserer eifrigsten Mitarbeiter, ein weitgespanntes Lebensbild des Bau-Abtes BENEDIKT MARIA ANGEHRN. Schweizerischer Abkunft, durchlief dieser Mann die Klosterschule St. Gallen und die Jesuiten-Universität Dillingen. Für sein «Image» spricht, daß er als einziger Abt Neresheims einen Doppelvornamen trägt. – Den Baumeister BALTHASAR NEUMANN stellt MAX H. von FREEDEN vor, den Maler MARTIN KNOLLER würdigt BRUNO BUSHART. Beide Aufsätze stehen in ihrer «Satttheit» dem WEISSENBARGERs nicht nach! Dieser fleißige Klosterhistoriker trägt ferner «Die Weihedaten der Abteikirchen zu Neresheim» zusammen, die vom 28. Oktober über den 21. August bis zum 9. September reichen. Schließlich das Zeitgemäße: «Die Wiederherstellung der Abteikirche Neresheim von 1966 bis 1975» von NORBERT STOFFELS, dem unermüdlichen Prior der Abtei, und HERBERT von MOSER. Ausführliche Register beschließen diese Festschrift, die weit über unsere Zeit hinaus Gültigkeit haben wird. Wolfgang Irtenkauf

Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Alb

OSKAR HEINITZ: Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und der Schwäbischen Alb. Tübingen: Verlag Ernst Wasmuth 1970. (Das deutsche Bürgerhaus. Band 12).

Dem «Bürgerhaus zwischen Rhein, Main und Neckar» und dem «Bürgerhaus der Stadt Lindau» der Serie wie dem Schweizer Bürgerhauswerk schließt sich nunmehr ein Band über das württembergische Bürgerhaus an, freilich nur für einen Teil des Landes, allerdings den wesentlichsten Teil des alten Herzogtums, Altwürttembergs, mitsamt den umschlossenen Reichsstädten. Das Brenztal mit Heidenheim und die Blaubeurener Gegend, die außerhalb des behandelten Gebietes liegen, hätten das Bild wertvoll ergänzt. Die neuwürttembergischen Gebiete Oberschwabens und Frankens mit Hohenlohe, Heilbronn und Ellwangen konnten nicht berücksichtigt werden. Der Verfasser hatte leider nicht die Möglichkeit, auch diese Landschaften in seine Veröffentlichung einzubeziehen.

In einer Übersicht über die herrschaftlichen Bauordnungen und die Techniken des Fachwerkhäuses konnte sich der Verfasser verhältnismäßig kurz fassen, zumal die grundlegenden Arbeiten von ADOLF SCHAHL vorliegen und auch angeführt sind. Man begrüßt kurzgefaßte Angaben über Dachkonstruktionen, Kamine, Rauchfänge, Öfen, Keller und Küchen.

Das mit prächtigen Bildtafeln und sehr instruktiven Grund- und Aufrissen ausgestattete Werk will in typischen Beispielen vom späten Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine Dokumentation bieten. Der Le-

ser gewinnt eine Vorstellung von der oftmals großartigen Schönheit und auch bemerkenswerten technischen Leistung des fast ausschließlich vorherrschenden Fachwerkbauwerks. Man kann es verstehen, daß die Baumeister dieser Fachwerkbauten, die Meister des Zimmermannshandwerks im Ansehen durchaus denen des Steinmetzenhandwerks gleichstanden, wie sie auch gelegentlich das Amt des Leiters der herzoglichen Bauten, des herzoglichen «Baumeisters» bekleideten.

Nur einige wenige Beispiele können hier herausgegriffen werden, in der zeitlichen Reihenfolge zuerst das Stuttgarter «Steinhaus» aus dem späten 13. Jahrhundert. Es ist freilich kein Bürgerbau, sondern das feste Haus eines hochadeligen Herren. Das älteste Haus der Stadt ist im Krieg schwer beschädigt worden, doch es hätte bei einigem guten Willen leicht gerettet werden können, wenn das einzigartige Geschichtsdenkmal nicht den Interessen eines Warenhauses an Parkmöglichkeiten bedenkenlos aufgeopfert worden wäre – eine Schande für die Stadt und die dafür Verantwortlichen!

Das Buch, das der Verfasser im Gespräch bescheiden nur eine *Dokumentation* nennt, bietet in den Bildern und Rissen und in den beigegebenen Erläuterungen eine Fülle wichtiger Aufschlüsse und kann den interessierten Leser auch noch zu Beobachtungen anregen, die über die Themenstellung hinausgehen. Die in den verschiedenen Gengen andersgearteten Verzierungen des Fachwerks werden deutlich gemacht. Man sieht auch, wie die Gestaltung der Häuser abhängig ist von dem Beruf und der Tätigkeit des Bauherren, wie sie dessen praktischen Bedürfnissen angepaßt ist, je nachdem er ein reicher Handelsmann oder ein kleiner Kaufmann, ein Gerber oder Schmied oder sonst ein Handwerker, – ein Ackerbürger, ein Bauer oder ein Weingärtner – gewesen ist. Von den geschlossenen Reihen der giebelständigen Häuser, die im alten Herzogtum durchaus die gewohnten waren, setzt sich das Straßenbild der Reichsstadt Rottweil, die zudem ein «zugewandter» Ort der Eidgenossenschaft war, mit seinen traufseitig gestellten Häuserzeilen deutlich ab, ein Wesenszug aller zähringischen Stadtgründungen und auch aller der nahen Schweizerstädte am Hochrhein.

Es bleibt immer erstaunlich für uns, daß das Giebelhaus, dessen Dachräume auch der Lagerung von Kaufmannsgütern und der landwirtschaftlichen Erzeugnisse diente, in den Landstädten und sogar auch in der Residenz Stuttgart bei Neubauten bis in das späte 18. Jahrhundert vorherrschend blieb. Im Jahre 1694 baute sich der reiche Großkaufmann HANS JAKOB SCHILL in Calw ein sehr großes Haus, im wesentlichen noch immer in Typus und Aussehen des 16. Jahrhunderts, nur wenig unterschieden von dem prächtigen Hause von 1630/31 der Familie WIMPELIN, einer der angesehensten bürgerlichen Familien des Landes in Markgröningen. In Reutlingen wurden nach dem Stadtbrand von 1726 die Häuser fast ausnahmslos in der Art und Weise der alten abgebrannten aufgebaut, freilich sah man sich dabei an die alten Grundmauern gebunden. Selbst in Stuttgart, der Hauptstadt des Landes, wurden noch lange Häuser aus dem 16. Jahrhundert mit nur geringen Veränderungen, wie Ein-

bau bequemer, breiter Treppen, Vergrößerung der Fenster, Anlage von Wasserleitungen und Anlage besserer Heizmöglichkeiten bis in das späte 19. Jahrhundert hinein selbst von vermöglichen Familien der bürgerlichen Oberschicht bewohnt, genau wie auch die alten Amtsgebäude von den Beamten und die Pfarrhäuser.

Sehr aufschlußreich sind auch die Grundrisse der Geschosse für die Lebensformen der Hausbewohner. Zu ebener Erde waren die Werkstatt des Handwerkers mit Nebenraum, oftmals auch noch eine Stube und Kammern, die Lagerräume des Kaufmanns, ganz selten auch einmal wie in dem Haus des Baumeisters HEINRICH SCHICKHARDT ein «Bädle». In nicht wenigen Häusern befand sich im Erdgeschoß noch ein Stall, nicht nur in den Häusern der Ackerbürger und Bauern; wir haben Ställe mit Sicherheit auch in den Häusern der reichen Bürger anzunehmen, nicht nur für ein Pferd, sondern auch für ein oder zwei Kühe für den Hausgebrauch, neben den Hühnern, die in sehr vielen Häusern gehalten wurden. Selbst in großen Häusern gab es in jedem Stockwerk selten mehr als eine heizbare Stube. Die Stuben waren selbst in bescheidenen Häusern recht geräumig, um 20 qm groß oder noch mehr, in reicheren Häusern häufig bis zu 35 qm, gelegentlich, freilich nur selten, bis zu 50 qm. Die unheizbaren Kammern, meist als Schlafräume für mehrere Personen verwandt, waren beträchtlich kleiner.

Neben den überlieferten Haus- und Wohnungsformen bürgerte sich vom frühen 18. Jahrhundert an, freilich nur sehr langsam und vereinzelt, das von der höfischen Baukunst des Barock geprägte Haus mit verputztem Fachwerk oder gar einer verzierten und gegliederten Hausteinfassade, dem Walm- oder Traufdach anstelle des Giebels, ein. Allein in der herzoglichen Residenzstadt Ludwigsburg war der von dem Architekten des Schlosses, FRISONI, entworfene barocke Haustyp für alle Häuser vorgeschrieben, wie wir es auch ähnlich in den zahlreichen kleinen Residenzen der hohenlohischen Grafschaften und Fürstentümer sehen können.

Die Häuser der Baumeister GROSS in Winnenden, aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit reich verzierten Schaufronten standen lange noch vereinzelt im Lande, in Stuttgart sah man kaum etwas Vergleichbares – im Gegensatz zu der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Erst im letzten Viertel des Jahrhunderts entstanden in der Residenz Stuttgart und auch in der reichen Handelsstadt Calw sehr stattliche Häuser, nach den Entwürfen des herzoglichen Baumeisters FISCHER, im Stil des frühen Klassizismus, symmetrisch angelegt mit reichen Fassaden, geräumigen repräsentativen Treppen und zahlreichen großen Zimmern, teilweise mit aufwendiger künstlerischer Ausstattung.

Mit diesen Bauten führt die Entwicklung in das 19. Jahrhundert, wo in Stuttgart der Hofbaumeister THOURET sehr stattliche schöne Häuser nun schon im strengen klassischen Baustil entwarf.

Es haben aus dem umfassenden Werk nur ganz wenige Beispiele herausgegriffen und nur einige Gesichtspunkte berührt werden können. Dennoch konnte hoffentlich gezeigt werden, welches reiche und aufschlußreiche Mate-

rial in dem Buche verarbeitet und dargeboten wird. Dem Verfasser ist für diesen sehr wichtigen Beitrag zur Bau- und Kulturgeschichte unseres Landes wärmstens zu danken.

Werner Fleischhauer

Dichterin aus Vaihingen an der Enz: Hermine Morlok

Wer kennt von den Vaihinger Bürgern nicht Frau HERMINE MORLOK, die uns seit einer ganzen Reihe von Jahren zum «Maiadag» jedesmal mit einem neuen schwäbischen Mundartgedicht beschenkt hat? Nicht immer hat sie ihre kleinen Kunstwerke auf dem Festplatz und in den verschiedenen geselligen Kreisen selber vortragen können, auf jeden Fall lagen sie aber in den «Maiadags»-Ausgaben des «Enzboten» gedruckt vor.

Frau MORLOK versteht sich jedoch nicht allein auf «Maiadags»-Gedichte – das hat sie schon oft bewiesen, wo sie bei gegebenen Anlässen ihre meisterhaft gedichteten Einlagen vorgetragen hat. Auf das dichterische Talent von Frau MORLOK ist nun auch der Reutlinger Verleger Karl Knödler aufmerksam geworden. Dieser hat bereits eine ganze Reihe von geschmackvoll aufgemachten Bändchen herausgebracht, welche für Leser und Vortragskünstler gedacht sind, die humorvolle, bodenständige und «bodagscheite» Gedichte, Witze und Prosatexte zum eigenen Vergnügen und zum Vortragen in fröhlichen Kreisen suchen. Solche aufgeschlossene Menschen werden in absehbarer Zeit auch die Möglichkeit haben, ein schmuckes Bändchen mit Texten aus der Feder der Dichterin HERMINE MORLOK zu erstehen.

Ein Dichter steckt eigentlich in jedem Mensch, meint Frau MORLOK, nur, man muß eben Zeit dazu oder sich die Zeit dazu einfach nehmen – Zeit, sich an den Tisch zu setzen, zur Feder zu greifen und zu dichten. – Frau MORLOK selber hat nun die Zeit, die zum Dichten vonnöten ist. Sie gehört nämlich zu den Menschen im vorgerückten Alter, die zur Ruhe gekommen auf ein erfülltes Leben in Gelassenheit zurückblicken können. Da sind dann also unter der Hand kleine Gedichte geworden, die den Leser ansprechen und die verdienen, gedruckt zu werden, am besten eigens in einem Band, gedacht für Kenner und Liebhaber.

Dies gilt von den sprachlichen Kunstwerken aus der Feder von HERMINE MORLOK, Jahrgang 1903. Die Dichterin ist in Vaihingen an der Enz geboren und dort auch aufgewachsen. Als ältestes Kind einer Familie aus Handwerkerkreisen kann sie sich noch lebhaft entsinnen, wie's damals war. Dies hat HERMINE MORLOK im einzelnen in einem demnächst erscheinenden Erinnerungsbuch festgehalten, prägnant jedoch in einer ganzen Reihe von Gedichten in der schwäbischen Mundart zum Ausdruck gebracht. Die bedeutendsten dieser kleinen Kunstwerke sind in dem vorliegenden Bändchen mit dem Titel «Wie's bei ons war» vereinigt, angefangen von «Hoimet», «D'rhoim isch d'rhoim», «A Schwobaessa», «Em Garta», «D' Brill», «S Jesuskendle», «Wenn i groß ben», «Für d' Kends on Kendskender», «Alte Sache», «Onser Wolfgang», «Selbschtbildnis» bis zu «Herraalb», «D'esch Her-

raalb», «Maiadag en Vaihinga an d'r Enz». In den Betrachtungen «D'r Schuascht'r» am Schluß des Büchleins ist einem traditionsreichen Handwerk ein besonders eindrucksvolles Denkmal gesetzt. In diesem schlichten schwäbischen Erzähltext hat die Dichterin ähnlich wie in vielen ihrer gereimten Verse das in ihrer Jugend in Vaihingen an der Enz Erlebte mit den neuen Beobachtungen an ihrem jetzigen Wohnsitz in Bad Herrenalb in Einklang gebracht. Es ist die Zeit der Jugend aus der Schau des Alters, und das gibt dem dichterischen Werk von HERMINE MORLOK eine besondere Note.

In der schwäbischen Mundart hat HERMINE MORLOK nicht ausschließlich gedichtet. In einigen Fällen, wo es vielleicht besser war, hat sie sich der schriftdeutschen Sprache bedient. So in dem oben erwähnten Erinnerungsbuch, aber auch in Gedichten mit dafür geeigneter Thematik: «Sonnentage», «Regen», «Sehnsucht», «Einmal nur», «Jugendliebe», «Der Regenbogen», «Sturm», «Herbst», «'s wär schön auf der Welt», «Rosen». Auch diese Poeme können sich sehen lassen. Nur haben eben die Mundartgedichte den Vorzug, daß sie viel unmittelbarer Ausdruck menschlicher Beziehungen sein können, als dies namentlich für süddeutsche Sprachteilhaber mittels einer amtlich gültigen Schrift- und Verkehrssprache möglich wäre.

Die vorliegende Sammlung kann jedem Schwaben einiges bedeuten. Zeitlich gesehen ist die Erlebnisgrundlage eine Welt, in welcher der Bogen von dem Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg über die beiden Kriege und über die Jahre des Wiederaufbaus nach 1945 bis in unsere Tage hereinreicht. Möge das Büchlein vielen Lesern Freude bereiten.

Horst Nägele

Buchhinweise

Wissen wir alle (noch), wer RUDOLF KRAUSS war? ROBERT UHLAND hat ihn, den von Beruf Geheimen Archivrat, in dieser Zeitschrift (1961, S. 71 f.) gewürdigt. Zu dessen «Schwäbischen Literaturgeschichte», durch die KRAUSS sich seinen Namen schuf, schrieb UHLAND, sie sei *bis heute die wichtigste Darstellung unserer heimischen Literatur, in der Souveränität der Stoffbeherrschung, der Weite des Überblicks und der Anschaulichkeit der Darstellung unübertroffen, bei ihrem Erscheinen die erste zusammenfassende Schilderung der dichterischen Leistung eines deutschen Stammes überhaupt*. Und an einer anderen Stelle wird die beherrschende Zusammenschau, das sorgfältige Werten und sichere Einschätzen der schwäbischen Dichterwelt durch RUDOLF KRAUSS hervorgehoben. Der (neue) Verlag Jürgen Schweizer, Kirchheim/Teck, hat davon einen Faksimiledruck veranstaltet, so daß das wertvolle, 1897–1899 erschienene Werk in einem Band (mit zwei Registern, zusammen 943 Seiten) jetzt endlich wieder auf dem Buchmarkt zu kaufen ist (Preis: DM 85,-).

Aus der gleichen Zeit, 1896, stammt ein weiterer «Klassiker» der schwäbischen Literaturgeschichtsschreibung: AUGUST HOLDERS «Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung» mit dem bezeichnenden Untertitel «Offen-